

Adelheid Duvanel: „Nah bei Dir – Briefe 1978-1996“

Die Rückseite der Liebe

Von Gisa Funck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 03.11.2024

Die Wiederentdeckung der 1996 frühverstorbenen Adelheid Duvanel war eine Literatursensation in der Schweiz vor wenigen Jahren. Ihre poetischen Kurz- und Kürzestgeschichten werden heute mit dem Werk von Franz Kafka oder Robert Walser verglichen. Doch wer war diese Basler Schriftstellerin selbst? Im Briefband „Nah bei Dir“ begegnet man einer Frau, die trotz ihrer Hochbegabung fatal unter Selbstzweifeln litt und sich für ihren Mann und ihre Tochter aufopferte.

Anfang Februar 1993 erlebte die Schweizer Schriftstellerin Adelheid Duvanel einen besonders schlimmen Tiefschlag in ihrem Leben voller Tiefschläge. Damals wohnte sie mit ihrer schwer such- und Aidskranken Tochter zusammen, die ebenfalls den Vornamen Adelheid trug, in einer kleinen, beengten Wohnung in Basel.

Acht Jahre lang hatte sich Adelheid Duvanel vorher aufopferungsvoll um ihre schwerkranke Tochter gekümmert. Hatte ihr immer wieder auch Geld für Drogen zugesteckt, damit diese zumindest ihre Entzugsschmerzen lindern konnte.

Hatte für die Tochter gekocht, geputzt, sie zu vielen Arzt- und Notfallterminen begleitet – und immer wieder ihre überall in der Wohnung herumliegenden, blutigen Fixer-Spritzen entsorgt.

Doch dann kam es in jener Februar-Nacht zu einer Gewaltszene, die alle vorherigen Liebesdienste der Mutter radikal in Frage stellte. Traurig schrieb Adelheid Duvanel hinterher an ihre Intimfreundin Maja Beutler am 12. Februar 1993:

„Liebe Maja, (...) Vor einer Woche hatten meine Tochter Adelheid und ich den schlimmsten Streit unseres Lebens: Natürlich ging es wieder um Kokain. Ich weigerte mich, ihr hundert Franken zu geben, ich schrie, sie schrie; es war ein Uhr früh, sicher sind alle Leute im Haus erwacht. Zuletzt war sie kreideweiß im Gesicht, zitterte am ganzen Körper, vor ihrem Mund stand Schaum; sie schrie etwa viermal: „Wenn du nit my Muetter wärsch, würd' ich Di umbringe!“ Ich hatte Angst, trat sogar einen Schritt zurück. Sie verließ das Haus türenschlagend. Ich musste zwei Schlaftabletten nehmen, denn mein Herz klopfte laut und schnell: Trotzdem konnte ich nicht richtig schlafen.“

Adelheid Duvanel

Nah bei Dir Briefe 1978-1996

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Angelica Baum

Limmat Verlag, Zürich

896 Seiten

44 Euro

Aus einer Brieffreundin wird eine Beichtmutter

Es ist nur eine von vielen verstörenden Stellen im Briefband „Nah bei Dir“, die einen erschüttern. Wirkt das darin geschilderte Leben der 1996 frühverstorbenen Adelheid Duvanel doch so abgrundtief verhängnisvoll, dass man oft nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll.

Wobei es in „Nah bei Dir“ eigentlich nur um zwei Korrespondenzen Duvanels aus den 1980er und 1990er Jahren geht: Zum einen um ihren Schriftverkehr mit dem Lektor Klaus Siblewski, der sie damals im Luchterhand-Verlag betreute. Und zum anderen – und das macht den weitaus größten Teil dieses Bandes aus – um ihre Brieffreundschaft mit Maja Beutler, einer gleichaltrigen Schriftstellerin und Dramatikerin aus Bern.

Vor allem Beutler wurde für Duvanel ab 1981 zu einer engen Vertrauten. Fünfzehn Jahre lang schrieb sie dieser Freundin geradezu obsessiv Briefe, in denen sie sich sehr offenherzig über ihre Sorgen und Ängste aussprach. Auf diese Weise wurde Maja Beutler geradezu zur therapeutischen Beichtmutter für Duvanel, von deren Zuspruch sie sich schon bald abhängig fühlte, wie ein Brief vom 7. Oktober 1982 zeigt:

„Liebe Maja, (...) ich weiß, dass Du erst am 16. Oktober von Deiner Reise zurückkommst. (...) Ich schreibe Dir trotzdem schon heute. Ich kann mit niemandem über das reden, was mich bewegt. Niemand versteht mich. Siehst du: ich habe Vertrauen zu Dir.“

Näher kennengelernt hatten sich Adelheid Duvanel und Maja Beutler 1981, als beide als Autorinnen beim Literaturwettbewerb in Klagenfurt eingeladen waren. Ihre Freundschaft geriet danach jedoch schnell in Schiefelage, weil sie von vornherein sehr ungleichgewichtig war.

Fresspakete und Geldgeschenke

Denn während Duvanel darin von Anfang an die Position des hilfsbedürftigen Opfers einnahm, fühlte sich Beutler zunehmend unbehaglich in der Rolle der Retterin. Verschärft wurde dieses Ungleichgewicht noch zusätzlich dadurch, dass Adelheid Duvanel quasi permanent unter Geldsorgen litt. Beutler schickte ihr darum schon bald nicht nur Trostbriefe nach Basel, sondern auch Geldgeschenke und Fresspakete. So etwa im Dezember 1985, als ein Adventspäckchen mit italienischen Delikatessen bei der Freundin ankam:

„Liebe Maja, das hätte ich nicht gedacht, dass mir das Christkind so gute Sachen schickt. Den Panettone haben Igor, Hannie und ich schon fast ganz aufgeessen: Er ist wunderbar! Der Salami hängt in der Küche und wird auch bald dran glauben müssen. Und um die wundervollen Weine ist mir auch nicht bange. (...) Das Christkind aus Italien hat meine Wohnung richtig belebt und durchwärmt. Ich danke ihm von Herzen!“

Leider sind – anders als bei der Korrespondenz mit Siblewski – beim Briefwechsel mit Maja Beutler nur die Schreiben von Adelheid Duvanel erhalten geblieben. Doch auch so versteht man schnell, warum sich Beutler von ihrer Brieffreundin aus Basel schon bald bedrängt – ja, regelrecht emotional erpresst fühlte. Herausgeberin Angelica Baum schreibt dazu im Nachwort:

„Duvanel's Bedürfnis nach Nähe ist immens und oft bodenlos. (...) Fast manisch bittet sie um Briefe, darum, Beutler schreiben zu dürfen, hat Angst die Freundin verletzt zu haben, und befürchtet, dass deren Briefe ausbleiben könnten. Sie habe sich im Briefwechsel mit Adelheid Duvanel oft nicht frei gefühlt, gestand mir Maja Beutler im Sommer 2021 am Telefon. Dies betrifft vor allem die letzten Jahre, wo sie Zeugin des zunehmend unerträglichen Leidens wird, Duvanel Bilder abkauft, sie mit Geschenken unterstützt.“

Fataler Mangel an Selbstliebe

Je schlimmer Adelheid Duvanel dann im Laufe der 1980er Jahre in Existenznot geriet, desto verzweifelter klammerte sie sich an Maja Beutler fest, obwohl sie selbst wusste, wie erdrückend dieser Klammergriff war. Ihre Briefe klingen darum oft zerknirscht und reuevoll – und voller Sorge, Beutler könne sich, entnervt von den Zudringlichkeiten, von ihr abwenden. Am 17. April 1982 klingt das beispielsweise so:

„Liebe Maja, (...) Ich war verzweifelt, wurde von schwärzesten Gedanken gequält, dachte, ich hätte Dich maßlos enttäuscht und Du würdest mir nie mehr schreiben. Dieses Gefühl, nicht zu genügen, anderen Menschen zur Last zu fallen, die an mich gestellten Erwartungen nicht zu erfüllen, ist immer gegenwärtig; mein Gegenüber braucht nur ein unfreundliches Wort zu brauchen, Ungeduld oder eine kühle Miene zu zeigen – schon ist die Katastrophe da. Ich dachte, du hättest mein Gejammer satt: Ich biete ja nichts außer trüben Gedanken.“

Anhand solcher entlarvender Briefzeilen erkennt man früh, dass die eigentlich hochbegabte Adelheid Duvanel unter einem gravierenden Mangel an Selbstliebe litt – und daraus resultierend das übersteigerte Bedürfnis hatte, anderen Menschen unbedingt gefallen zu wollen. Nicht von ungefähr bezeichnete sie sich selbst als „Liebesnärin“. Denn tatsächlich ging ihre Bereitschaft, sich für andere Menschen selbstlos aufzuopfern, weit über das Normalmaß hinaus.

Immer wieder schrieb sie Beutler von daher von starken Selbst- und Schreibzweifeln. Von ihrer absolut unverbrüchlichen Liebe für Mann und Kind – egal, wie respektlos diese beiden sie auch manchmal behandeln würden.

Ein Psychiatrie-Trauma

Eine eklatante Ich-Schwäche und Liebesbedürftigkeit, deren Ursache vermutlich auf Duvanel's traumatische Jugenderfahrungen zurückgeht. 1936 als Tochter des Gerichtspräsidenten Georg Feigenwinter geboren, geriet die junge Adelheid nämlich als Teenagerin eigentlich alterstypisch mit ihren Eltern in Konflikt. Diese steckten die Tochter daraufhin – zwecks moralischer Besserung – in ein strenges Nonnen-Internat. Doch als das nicht den erwünschten Effekt erzielte, brachten sie die Siebzehnjährige 1953 schließlich in die Basler Psychiatrie, wo man bei ihr eine angebliche Schizophrenie feststellte.

Die Patientin wurde daraufhin, wie damals üblich, mit Insulin- und Elektroschocks behandelt. Eine Therapie, die heute aus gutem Grund verboten ist, weil sie nachweislich zu schweren psychischen Störungen führen kann. Entsprechend bitter blickte Adelheid Duvanel selbst auf ihre Jugendzeit zurück – und fasste sie in einem Brief an Beutler 1983 sarkastisch so zusammen:

„Liebe Maja, (...) Was ich dir noch nie schrieb: Mit zwölf redete ich kaum mehr, mit fünfzehn wollt ich mich – nur in Gedanken – zum ersten Mal umbringen, weil ich in der Schule nur schlechte Noten und keine einzige Freundin hatte; mit sechzehn (im katholischen Internat) wollte ich – wiederum nur in Gedanken – zum zweiten Mal Selbstmord begehen, weil ich unter 200 Mädchen sehr einsam war. (...); mit siebzehn redete ich mit niemandem mehr und aß fast nichts mehr. Damals hatte ich den ersten Nervenzusammenbruch und kam in die Klinik (für viereinhalb Monate), wo ich mit Insulinschocks behandelt wurde. Da wurde Insulin gespritzt: ich fiel ins Koma, weil der Blutzuckerspiegel sank, und wurde nach 20 Minuten vom Arzt (...) wieder ‚zurückgeholt‘. Einmal konnte man mich fast nicht mehr zurückholen. (...) Mit 21 hatte ich die gleichen Kuren – (...). Erst mit 22 begann ich wieder zu leben.“

Verliebt in den toxischen Joseph Duvanel

Zur weiteren Tragik von Duvanel's Leidensbiografie gehört, dass sie sich als junge Frau, kaum aus der Psychiatrie entlassen, dann unglücklicherweise in einen toxischen Mann verliebte: in den Kunstmaler und Gelegenheits-Pianisten Joseph Duvanel, kurz „Joe“ genannt. Ein fünf Jahre jüngerer, attraktiver und zunächst charmanter Bohemian, der das Herz der Außenseiterin im Sturm eroberte. 1962 heirateten beide überstürzt. 1964 kam die gemeinsame Tochter zur Welt, die auf Drängen von Joe Duvanel allerdings denselben Vornamen wie ihre Mutter erhielt, also ebenfalls „Adelheid“ hieß.

Schon das wirkt im Nachhinein wie ein Warnzeichen. Denn offenbar hatte der egomane Joe bereits zwei Jahre nach der Hochzeit genug von seiner schüchternen Ehefrau – und wollte sie in Gestalt der Tochter sozusagen durch eine neue „Adelheid“ ersetzen. Tatsache jedenfalls ist, dass sich die Ehe für Adelheid Duvanel danach in ein Martyrium verwandelte, weil ihr zunehmend despotischer Mann sie nicht nur bei der Kinderbetreuung völlig im Stich ließ, sondern auch ständig mit anderen Geliebten betrog. Ja – mehr noch: Obwohl verheiratet, holte sich Joe Duvanel nun kurz darauf eine Zweitfrau ins Haus, mit der er ebenfalls ein Kind bekam.

1982 wurde die desaströse Ehe dann zwar nach zwanzig Jahren geschieden. Wirklich los aber kam die liebesbedürftige Adelheid Duvanel von ihrem Ex-Mann nie. Auch, weil Joe Duvanel sie trotz Scheidung bis zu seinem Selbstmord 1986 stur weiterbelagerte – und: weiterquälte, wie Duvanel Beutler im Dezember 1982 gestand:

„Mein Mann hat immer Angst, ich würde ihn alleinlassen; er spielt die ganze Nacht Klavier, ich muss zuhören, obwohl ich vor Müdigkeit fast umfalle, sonst wird er böse, verzweifelt, meint, ich liebe ihn nicht mehr. (...) Ich fühle mich wie mit dicken Stricken an meinen Mann gefesselt. (...) Mein Mann will, dass ich nur ihn anschau, nur ihn berühre, dass ich eine Frau bin, die ihn gesund zaubert.“

Privat ruiniert, öffentlich gefeiert

Besonders bizarr an Duvanel's Tragödie wirkt jedoch deren Diskrepanz zwischen schriftstellerischem Erfolg und privatem Elend. Denn so sehr die Autorin auch einerseits persönlich ins Straucheln geriet – und wegen ihrer Nervenzusammenbrüche immer wieder neu in der Psychiatrie landete – so sehr wurde sie doch andererseits ab 1980 als Literaturrentdeckung gefeiert – und erhielt mehrere renommierte Preise, darunter den Literaturpreis ihrer Heimatstadt Basel 1987.

Beides, ihr öffentlicher Erfolg und ihr sozialer Abstieg, bedingten sich auf perfide Weise gegenseitig, weil Adelheid Duvanel ausgerechnet in der Basler Psychiatrie jenen sehlich gesuchten Schutzort fand, an dem sie endlich in Ruhe schreiben konnte. Abgeschirmt von ihrem launischen, zur Gewalt neigenden Ehemann und von ihrer früh drogensüchtigen Tochter wurde die Klinik für sie zum Refugium. Zu einem Fluchtort vor einer, sich immer bedrohlicher auftürmenden Außenwelt.

Wiederholt blieb Duvanel gleich mehrere Monate dort. Einmal sogar dreieinhalb Jahre am Stück. Trotzdem schaffte sie es als Liebessüchtige letztlich nie, den Kontakt zu ihrem toxischen Mann und ihrer Tochter dauerhaft abzurechnen. Wahrscheinlich auch wegen mütterlicher Schuldgefühle. Hatte sie ihre Tochter Adelheid doch nicht davor schützen können, dass diese als Kind vom Vater sexuell missbraucht wurde. Ein besonders schlimmes Vergehen von Joe Duvanel, das seine Ex-Frau jahrelang beschämt mit sich herumtrug, bevor sie es spät, erst im Oktober 1992, Beutler beichtete:

„Sexuell missbraucht worden war sie [Adelheid] ja schon von ihrem Vater mit zwölf. Aber das wusste ich damals nicht. Es war nur ein einmaliger ‚Ausrutscher‘ von Joe. Er war betrunken. Aber sie kam jahrelang nicht darüber hinweg. Ich übrigens auch nicht.“

Es liegt nahe, dass diese Missbrauchserfahrung dann wiederum zum Auslöser für die frühe Heroin-Sucht der Tochter wurde. Schon als Jugendliche rutschte diese in die Suchtkriminalität und Prostitution ab, bevor sie mit neunzehn ungeplant schwanger wurde – und 1985 Duvanel's Enkelin Blanca Adela zu Welt brachte, ohne sich aber als Junkie um das Kind kümmern zu können.

Im Abseits mit aidskranker Tochter

Auch diese Aufgabe blieb also wieder an der Mutter hängen. Als die Tochter 1985 zudem auch noch Aids bekam, krachte das sowieso schon fragile Konstrukt der Adelheid Duvanel quasi endgültig zusammen. Denn als Mutter einer HIV-positiven Fixerin geriet sie nun völlig ins Abseits – und wurde selbst in ihrer eigenen Familie gemieden, wie sie ihrem Lektor Siblewski 1986 traurig mitteilte:

„Meine Schwester zum Beispiel will von meiner Tochter gar nichts wissen, auch der Mann meiner Schwägerin nicht. Ich bin die unbelehrbare Mutter einer Pestkranken; die Pest bekommt, wer moralisch nicht einwandfrei ist. Bitte verurteilen Sie mich nicht.“

Die letzten dreihundert Seiten dieses Briefbands sind darum wirklich harte Kost – und lesen sich dermaßen erschütternd, dass man sich zwischendurch immer wieder fragt, wie diese mit Unglück regelrecht überschüttete Hiob-Frau es überhaupt noch schaffte, nebenher ihre großartigen, poetischen Kurzgeschichten zu schreiben. Das wirkt angesichts ihrer absolut desaströsen Lebensumstände in den letzten zehn Jahren wirklich wie ein Wunder!

Denn zum Terror ihres Ex-Manns und dem Drogenelend der Tochter kam nun noch die allgemeine Aids-Hysterie dazu. Da HIV-Infizierte bis in die 1990er Jahre hinein als hochriskante KrankheitsüberträgerInnen galten, wurden sie – und ihre Angehörigen! – nicht nur in der Schweiz lange brutal ausgegrenzt und oft nur notdürftig medizinisch betreut. Erst recht, wenn es sich um Fixerinnen wie Duvanel's Tochter handelte.

Die Folge war, dass sich Adelheid Duvanel quasi völlig allein um ihre dahinsiechende Aids-Tochter kümmern musste. Und damit natürlich endgültig überfordert war. Immer wieder brach die Autorin in ihren letzten Lebensjahren unter dieser Betreuungslast zusammen, wurde aus Verzweiflung phasenweise selbst kokainabhängig – und schrieb am 25. September 1994 herzerreißend an Maja Beutler:

Liebe Maja, (...) ich habe nun seit circa einem halben Jahr so deutlich gesagt, dass ich Adelheid nicht mehr betreuen kann. Warum geht man so über mich hinweg?? Warum riskiert man wieder meinen Zusammenbruch – und auch den (körperlichen) von Adelheid? Ich habe telefoniert, telefoniert, telefoniert. Die Aidshilfe, drei Sozialarbeiterinnen, der Frau, die für ihr Zimmer (ein Loch) zuständig ist. Die sagte: „Sie soll froh sein, dass sie ein Dach über dem Kopf hat.“ Und: „Wir haben jetzt eine Art Ferien.“ (...) Ich könnte nur weinen und weinen.“

Ein Hiob-Schicksal

Die Ärzte und Betreuerinnen rieten der völlig verzweifelten Duvanel damals, sich radikal von ihrer Tochter loszusagen. Sie müsse die Aidskranke hinaus „auf die Straße jagen“, um sich selbst zu retten. So zumindest berichtete es die Autorin 1994 empört ihrem Lektor Siblewski. Doch welche, auch weniger aufopferungswillige Mutter hätte einen solchen Ratschlag befolgen können?!

Adelheid Duvanel jedenfalls brachte es nicht übers Herz, ihre todkranke Tochter quasi in der Gosse verenden zu lassen, sondern nahm sie immer wieder bei sich auf. Womit sich ihr Elendskarussell dann natürlich stetig weiter gen Abgrund drehte. „Nah bei dir“ ist von daher nicht gerade eine angenehme Lektüre, aber eine wichtige und lohnenswerte. Kreisen Duvanel's Briefe doch letztlich um die bis heute schwer beantwortbare Frage, an welchem Punkt eine fürsorgliche Liebe in die pathologische Selbstzerstörung umkippt.

Am Ende weiß man darum tatsächlich nicht so recht, wie man das Verhängnis der 1996 frühverstorbenen Ausnahme-Erzählerin Adelheid Duvanel bewerten soll. War sie nun eher eine ich-schwache Liebessüchtige – oder als Mutter einer Aidskranken vielleicht doch vor allem Opfer einer inhumanen Diskriminierung?!

Vermutlich beides. Auf jedem Fall aber lässt sich erst anhand dieser erschütternden Briefe überhaupt ermessen, was für eine schier übermenschliche Leistung Adelheid Duvanel mit ihrem herausragenden Erzählwerk vollbracht hat.